Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Vom Ursprung, Ziel und Zweck des Lebens.

Woher? Wozu? Wohin? Diese dreifache Frage über den Ursprung, den Zweck und das Ziel des Menschenlebens, insbesondere des eigenen persönlichen Lebens, muß sich jeder vernünftigdenkende Mensch mit den Jahren der erwachenden Vernunft selbst stellen, und wenn er sie aus sich nicht beantworten kann, danach trachten, daß er Aufschluß darüber von einer untrüglichen Stelle erhält. Es ist die erste und wichtigste Menschheitsfrage, die in ihrer Bedeutung über alle andern geht.

Das ist auch das Thema, worüber die Weisheitslehrer (Philosophen genannt) zu allen Zeiten im Menschengeschlecht gehandelt haben und die sie sich und anderen Menschen zu beantworten gesucht haben.

Diese Menschheitsfrage ist auch für uns in der Gegenwart die Grundfrage, und die Beantwortung derselben ist die Grundlage, auf der die Lebensauffassung und die Lebensweise beruht. Es ist die erste Frage der Religionslehre, die uns in unserem Katechismus, schöpfend aus den Quellen der göttlichen Offenbarung, klar und bestimmt beantwortet wird.

Wer die untrügliche Wahrheit über diese Frage erfahren will, der muß nicht jeden Beliebigen fragen, der dazu den Mund auftut. Das ist der Fehler, den so viele begehen und wodurch sie an der Wahrheit vorbei in die Irre geführt werden. Nein, man muß an der rechten Stelle um Antwort anklopfen, an der rechten Quelle forschen. Und die ist nicht das Menschenwissen, das sich stolz Wissenschaft nennt. Das ist nicht die menschlicher Weisheit entsprungene Philosophie, sondern das kann und darf nur sein die Verkünderin der Wahrheit, die aus Gott ist, die Kirche Jesu Christi, die Lehrerin jener Wahrheit, die Gottes Sohn in die Welt gebracht hat.

Ueber diese Lebensfragen: „Woher? Wohin? Wozu?" konnten wir in unserm Leben zunächst nach langer Zeit selbständig nicht nachdenken. Wir wurden in die Schule des christlichen Unterrichts genommen. Das war wahrlich kein Unrecht, das an uns geschah, wie einige verbohrte Ungläubige meinen, die mit dem religiösen Unterricht gewartet wissen wollen, bis die Vernunft entwickelt ist.

Woher wir stammen, das steht im Zivilregister, im Geburtenverzeichnis unserer Heimat geschrieben: „Geboren dann und dann .... da oder dort, von N. N. als Eltern." Das ist unsere Geburtsurkunde als Mensch. Sie sagt uns zunächst, daß wir nicht aus uns selbst ins Leben treten. Bei dem Worte: „Natus est" = Er (oder sie) ist geboren, steht aber im Taufbuch ein anderes, viel richtigeres Wort: „Et renatus est" — „Und er "oder sie) ist wiedergeboren...." Da steht an der Schwelle des natürlichen Lebens das übernatürliche in seinen Umständen angemerkt. Das ist die Urkunde von dem übernatürlichen, christlichen Leben, das in uns als Kindern der hl. Kirche ist.

Zur Beantwortung der Frage über die Bedeutung unseres Lebens und zur richtigen Schätzung desselben gehört die Erkenntnis der vollen christlichen Wahrheit, die allein richtig über die gestellten Lebensfragen: Woher? Wohin? Wozu? unterrichtet. Wie licht und hell ist unser Lebensweg erleuchtet, von der Geburt bis zum Grabe, wenn wir an die erste Frage unseres Katechismus anknüpfen, mit der auch der hl. Ignatius seine Exerzitien beginnt: „Creatus est homo — Geschaffen ist der Mensch." Gott verdankt er sein Dasein. Und wozu er geschaffen ist, das ist nicht ein armseliges Maß materielles Ziel, wie das Tier es hat. Das verkündet seine Natur, sein geistiges Wesen. „Zu Gottes Ehre, um Gott zu ehren, ihn zu lieben, ihm zu dienen und ihn zu verherrlichen und dadurch seine ewige Glückseligkeit zu erlangen", das ist die klare und bestimmte Antwort, die der heilige Ignatius gibt.

Was der Herr seinem Volke durch Moses ins Gedächtnis rief (V. Moses 39, 18): „Gedenke des Herrn, der dich gemacht hat", das sei auch dir gesagt. Und mit dem Psalmsänger magst du die Antwort geben: „Wie gut ist es, Gott anzuhangen und sich an ihn anzuschließen." (Psalm 72.)

P. W.

Aus der Welt der Kirche.

Staatliche Anerkennung der katholischen Universität zu Tokio.

Zu der bereits mitgeteilten staatlichen Anerkennung der Katholischen Universität zu Tokio erhalten wir aus Tokio den folgenden Brief:

„Die 1913 von der Gesellschaft Jesu in Tokio gegründete Hochschule ist am 8. Mai 1928 durch Kaiserlichen Erlaß als Universität anerkannt worden, d. h., die mit der Hochschule verbundene Vorbereitungsschule genießt dieselben Rechte wie die von der Regierung abhängigen Vorbereitungsschulen für die Kaiserliche Universität, die etwa den Oberklassen unseres deutschen Gymnasiums entsprechen. Die Studenten, die einen dreijährigen Universitätskursus in der Philosophie, in der Literatur oder im Handelsfach durchmachen, erfreuen sich desselben Vorrechtes, als hätten sie die entsprechenden Kurse an einer staatlichen Universität durchgemacht. Ebenso hat die neue Universi.ät das Recht, akademische Grade zu verleihen.

Ein Gesetz des Jahres 1918 hat bestimmt, daß eine Privat-Universität Gleichberechtigung mit den Staats-Universitäten erlangen könne, wenn sie ein Fundationskapital von 500 000 Yen für den erste Fakultät, und je 100 000 Yen für jede weitere Fakultät auf der Staatsbank hinterlege.

Wir waren uns vollauf bewußt, wie durchaus notwendig es für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Hochschule sei, diesem Gesetz entsprechend, die Universitätsrechte zu erlangen. Die in der Zeit der Inflation erlittenen schweren Verluste eines Kapitals von 200 000 Yen und die durch Erdbebenschäden notwendig gemachten Auslagen für Wiederherstellung der Gebäude ließen es fast unmöglich erscheinen, das erforderliche Fundationskapital aufzubringen. Zudem sind die jetzt vorhandenen Schulgebäude schon in nächster Zeit ungenügend, so daß für Neubauten große Summen beschafft werden müssen.

Nun ist es, Gott sei Dank, gelungen, durch großmütige Hilfe das Fundationskapital zu hinterlegen, und ebenso ist heute gute Aussicht, durch Verkauf des jetzigen, fast im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Besitzes soviel Geld zu bekommen, daß wir außerhalb der Stadt ein Grundstück von 15 000 tsubo, d. h. ungefähr 50 000 Quadratmeter, erwerben und darauf neue, größere Gebäude errichten können. Mit dem Neubau wird hoffentlich diesen Sommer begonnen werden.

Die jetzt erlangte Anerkennung bedeutet in der Entwicklung der Anstalt einen wahren Wendepunkt, und es ist zu hoffen, daß sie von jetzt an einen ganz neuen Aufschwung nimmt. Bis jetzt mußte der Umstand viele Studenten abschrecken, daß sie durch das Studium an der Jochi Daigaku keine Gleichberechtigung mit den Studenten anderer Privat-Universitäten erhielten, die fast alle die volle staatliche Anerkennung erlangt haben.

Wir sehen darum der Zukunft mit vollem Vertrauen entgegen und hoffen zuversichtlich, daß Gottes Vorsehung, die so sichtlich gewaltet hat, auch weiterhin ihren Schutz über der „Katholischen Universität" walten lasse."

Näheres über das Heilige Jahr 1925.

Nach Erzbischof Nogaras Chronik des Heiligen Jahres 1925 beträgt die genaue Zahl aller Pilger, die in Pilgerzügen nach der Ewigen Stadt gezogen sind, 582 234. Die europäischen Länder außer Italien stellten insgesamt 162 Pilgerzüge mit rund 140 000 Pilgern. Aus den übrigen, nichteuropäisch.n Ländern sind 11 300 Pilger nach Rom gekommen.

Die meisten Pilger und Pilgerzüge hat naturgemäß Italien gestellt: 694 Pilgerzüge mit rund 400 000 Pilger. Hierbei sind nicht einmal die Einwohner Roms und die vielen anderen gerechnet, die auf eigene Faust nach Rom gepilgert sind.

Nach Ita.en kommt Deutschland mit 42 000, Spanien m.t 25 000 und Frankreich mit 23 000 Pilgern. Die zahlreichsten Pilgerzüge waren die folgenden: der der katholischen

Für unsere Kleinen.

Das Nest.

Von G. C. Dieffenbach.

„Was meinst du", spricht Herr Distelfink
zu seiner Frau bedächtig,
„ist unser Nest nicht fein gebaut,
sag, ist es nicht ganz prächtig?
Platz ist darin für mich und dich,
wir wollen's gleich probieren,
und liegen wir auch etwas eng,
so wird uns auch nicht frieren.
Und morgen fängst du lustig an
mit deinem Eierlegen!"
Frau Finkin schaut das Nest sich an
und spricht: „Nun, meinetwegen."
Bald liegen in dem warmen Nest
fünf kleine, runde Eier,
draus kriechen dann nach kurzer Frist
fünf kleine, nackte Schreier.

Der undankbare Kaffeegast.

Mohrle, Frau Minz ihr jüngstes Kätzchen, — Mit weißem Brüstchen, weißen Tätzchen, — Sonst schwarz, wie rabenschwarze Nacht, — Hat eines Tags sich aufgemacht, — Lief erst ein Stückchen, bog um die Ecke, — Schlüpft flink durch die Ligusterhecke. — Und hat nicht mal daran gedacht, — Daß sich Frau Minz Gedanken macht, — Wenn Mohrle plötzlich ist verschwunden, — Doch, unser Mohrle wollt' erkunden, — Was wohl in diesem Garten sei, — Drum war es ihm auch einerlei, — Was diesem Ausflug folgen werde, — Es streckt sich auf besonnter Erde, — Wie fröhlich seine Augen funkeln, — Wie Kohlen glühen sie im Dunkeln, — „He!" ruft die Amsel, „aufgepaßt! — Im Garten ist ein fremder Gast, — Bisher sah ich nicht sein Gesicht, — Ich warne! Denn ich trau' ihm nicht!" Im Fliederbusche schilpt ein Spatz: — „Das ist doch unsres Nachbars Katz', — Das kann doch nur das Mohrle sein! — Das tut uns nichts, es ist zu klein!" — „Nun gut", darauf die Amsel spricht, — „Jedoch, die Vorsicht schadet nicht! — Verdächtig scheint mir jedes Tier, — Das nicht mal fliegen kann wie wir!" — Das Mohrle, jedoch ungestört, — Hat nichts von alle dem gehört, — Es saß in sich versunken ganz. — Und haschte seinen schwarzen Schwanz, — Und dachte, ist denn niemand hier, — Der Lust zu spielen hat zu mir? — Es wäscht sich und es macht sich fein, — „Bleib' ich denn wirklich ganz allein?"

In seiner Näh, ein leiser Fall, — Da kugelt ja ein bunter Ball. — Hei, wie sich unser Mohrle plagt, — Und fröhlich nach dem Balle jagt, — Und wie's dabei wohl schon so geht, — Es rollt der Ball ins Blumenbeet, — Das Mohrle immer hinter her, — Als ob's auf seinem Hofe wär. — Und kugelt rund mit seinem Ball, — Und knickt die bunten Blumen all, — Und raunzt und maunzt und purzelt munter, — Kopfüber bald und bald kopfunter. — Das Mohrle hat den Ball gerollt, — Solang, bis es sich müd getollt, — Dann hat es sich gedehnt, gereckt, — Und sich zum Schlafe ausgestreckt. — Der Ball lag dicht vor seiner Nase, — Total zer- [illegible] von ihm im Grase, — Das schöne Bunt ist schier verschwunden, — So hat das Mohrle ihn geschunden, — Mit seinen scharfen, kleinen Krallen. — Wird etwa das dem Hans gefallen? — Wenn so er seinen Ball hier sieht, — Doch Mohrles heiteres Gemüt, — Das fühlt davon sich nicht beschwert, — Vielmehr ist's gerade umgekehrt, — Es schläft so sanft und unschuldrein, — Als trübt' es nie ein Wässerlein.

Aus naher Laube lautes Plappern, — Und bald darauf auch Tellerklappern. — Und durch die laue Juniluft, — Zieht frischer, warmer Kaffeeduft. — Da ist's mit Mohrles Schlaf vorbei. — „Ich forsche nach, wie dem auch sei!" — Beschließt das Mohrle. Und im Nu, — Pürscht es vergnügt der Laube zu. — Und sieht (bald hätt' es sich erschreckt!) — Gar feierlich den Tisch gedeckt, — Dran sitzen, Lenje, Marianne, — Es dampft die große Kaffeekanne, — Und da, als ob es Mohrle ahne, — Ein Kännchen voll mit frischer Sahne! — Und Kuchen nebenan vom Bäcker! — Wie duftet alles doch so lecker, — Es duckt sich. Mit gewalt'gem Satze — Springt auf den Tisch die schwarze Katze! — „Huch!" schreit die Leni, „nein, so'n Tier! — Da bleibe ich gewiß nicht hier!" — Und unsre tapfre Marianne, — Greift hurtig nach der Kaffeekanne, — „So'n nettes Kätzchen", sagt sie, „bleib! — Das ist ein lust'ger Zeitvertreib! — Wir geben ihm ein bißchen Kuchen, — Auch darf die Sahne es versuchen!" — Als dritter Gast hat Mohrle jetzt — Sich auf den Kaffeetisch gesetzt! — Hei, wie es unserm Mohrle schmeckt! — Wie es sich um das Mäulchen leckt! — Wie's schnurrt! Wie es manierlich tut! — Als kenn' es keinen Uebermut! — Des Nachbars Hans hat sich versteckt — Nahbei, weil er sich ausgeheckt, — Wie er den beiden „dummen Göhren" — Die Kaffeestunde könnte stören! — Da sieht er Mohrle bei den Zwei'n — Das könnte gar nicht schöner sein, — Sagt Hans sich, schleicht auf Händ' und Füßen — Und läßt sich keine Müh' verdrießen. — Und als er ist in ihrer Nähe — (Damit er auch die Wirkung sähe —!) — Bellt laut er wie ein Kettenhund, — Ein Kuchenkrümel steckt im Schlund — Dem Mohrle geradezu vor Schrecken, — Noch kann es nicht den Feind entdecken. — Schon sträubt sich ihm das Rückenhaar, — (Es freut der Hans sich, das ist klar!) — Hei, wie es einen Buckel zieht! — Wau, wau, bellt Hans, der alles sieht. — Das ist dem Mohrle doch zuviel! — Denn ihm scheint bittrer Ernst das Spiel. — Wild rast es auf dem Tisch herum, — Stößt Sahnenkanne, Tassen um — Und tritt mit einem Hinterbein, — Tief in ein Kuchenstück hinein! — „O weh!" ruft Leni, „welche Hast! — Du undankbarer Kaffeegast!" — Und Marianne: „Sieh nur her, — Wir haben keine Sahne mehr!" — Das kommt davon, wenn man zum Feste — Hat ungeladne Kaffeegäste! — Wie hat da Nachbars Hans gelacht: — „Das hab' ich wirklich fein gemacht!" — Auf einmal hat er was gesehen, — Es bleibt ihm schier der Atem stehen! — Sein Ball! O weh, wie sieht der aus! — Betrübt schleicht unser Hans nach Haus! — Er weiß, wie's einem ist zumut, — Wenn Schabernack ein andrer tut! — Am liebsten möcht' er Mohrle fassen, — Das hat den Garten längst verlassen, — Hat heimgefunden! Welche Freude! — Dort gibt es frische Bücking' heute! — Die Lotte ruft: „Ich les' dir vor!" — Das Mohrle kommt und spitzt das Ohr — Derweil es schnurrt, derweil es spinnt — Es schon auf neue Taten sinnt .....

Murzi.

„Ich suche meine Mutter".

Ein Bild russischer Kindernot: In dem Zentralorgan der russischen Textilarbeiter „Die Stimme der Textilarbeiter" liest man folgendes Inserat:

„Ich suche meine Mutter!

Ich zählte zwölf Jahre, als ich das Haus verließ. Jetzt kann ich mich kaum erinnern, weshalb es geschah. Ich wanderte von Stadt zu Stadt, wohnte in Kinderheimen und habe meine Vergangenheit ganz vergessen. Augenblicklich arbeite ich auf der Fabrik „Rogin", Gouvernement Iwanowo-Wosnessensk. Ich möchte allzu gern etwas über meine Mutter erfahren. Ich erinnere mich nicht einmal, wo ich geboren bin; wie im Nebel sehe ich vor mir eine Fabrik. Ich weiß nicht genau, wie alt ich bin. Wie schön wäre es doch, wenn meine Mutter meinen Ruf vernehmen würde. Wenn ihr sie irgendwo trefft, sagt ihr, daß ihr Sohn auf der Fabrik „Rogin", Station Nowaja Witschuga, Bezirk Kineschma, Gouvernement Iwanowo-Wosnessensk, arbeitet.

Michael Tschernezow."

Einer von Tausenden.

italienischen Jugend mit 30 000, der katholischen Aufklärer mit 5000, der Lombardischen Arbeiter mit 8000 und der Pilgerzug der Jugoslawen mit 4300 Pilgern.

Ein besonderes Kapitel ist der außerordentlichen Tätigkeit des Papstes Pius XI. gewidmet. Während des ganzen Heiligen Jahres hat Pius XI. jeden Tag Pilgergruppen zwei oder drei Audienzen gewährt, manchmal sogar vier oder fünf. Bei jeder einzelnen Audienz hat der Hl. Vater eine Rede gehalten, die die meisten Pilger als eins ihrer größten Erlebnisse mit nach Hause nahmen. Der schwerste Monat, wahrscheinlich aber auch der freudenreichste, für Papst Pius XI. war der Monat September (1925), wo er 88 Massenaudienzen gewährte.

Bekehrung eines japanischen Künstlers.

In der Kapelle des päpstlichen Kollegs der Propaganda Fide spendete Kardinal Van Rossum dem jungen Japaner Ryozo Okada aus Sapor, der in der Königlichen Akademie von Santa Cecilia musikalischen Studien obliegt, das Sakrament der Taufe und reichte ihm auch die erste heilige Kommunion. Der Neuchrist nahm den Namen Paul an. Der 25jährige Tenor wurde vergangenes Jahr in Rom mit dem vom Heiligen Vater geweihten ersten einheimischen japanischen Bischof, Monsj. Hayasaka, bekannt und sang in einer von der Propaganda dem neuen Bischof zu Ehren abgehaltenen Festakademie so schön und ergreifend das „Ave Maria“ von Gounod, daß der Kardinal Van Rossum ausrief: „Es ist nicht möglich, daß jemand, der das Lob Mariens so schön singen kann, nicht Katholik wird!“ Diese prophetischen Worte des Kirchenfürsten sollten in Erfüllung gehen. Nach langen Besprechungen mit seinem heimatlichen Bischof entschloß sich der Japaner, die katholische Religion zu studieren. Sieben Monate sind nun verflossen, und der junge Mann preist sich glücklich, unter die Söhne der wahren Kirche aufgenommen worden zu sein.

Ein dramatisches Glaubensbekenntnis.

Bei einer Wahlversammlung in dem Stadttheater zu Brives (Frankreich), die von 2000 Personen besucht wurde, legte der Jean Berbesson ein höchst dramatisches Bekenntnis seines katholischen Glaubens ab. Während Berbesson seine politischen Grundsätze auseinanderlegte, wurde ihm ein Kreuz vor die Füße geworfen.

Der Redner hob es auf und sagte: „Bürger, ich danke Euch. Zweifellos habt Ihr mich in Verwirrung bringen wollen. Dieses Kreuz aber wird mir hingegen von großem Nutzen sein. Ich bin Katholik und setze meine Hoffnung auf dieses Kreuz. Auf dieses Kreuz schwöre ich es: Ich habe mich niemals dieses Symbols meiner Religion geschämt und werde es auch heute nicht tun.“

Der Schluß der Rede des mutigen Glaubensbekenners ging in tosendem Beifall unter.

Vom Storch.

Masius erzählt: Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück, so ist Jubel unter allem Volk. Er wird als ein treuer, langvermißter Freund mit Ruf und Lied begrüßt; die Alten im Dorf kennen ihn als Genossen ihrer Jugend, und den Kindern, denen er vor allem freund und hold ist, gibt er für ihre ungeduldige Frühlingserwartung erst Sicherheit und Gewähr. Er hat gleichsam „sein visa unter den Frühlingspaß gesetzt“, es ist nun kein Zweifel mehr. Die Weise und das Wesen dieses Vogels ist schon im Altertum als etwas Merkwürdiges betrachtet worden; das 16. Jahrhundert, welches freilich eine große Anzahl solcher Studien geliefert, hat auch sein Encomium ciconiae (Lob des Storches), und gewiß ist, daß die Kriege und Flüge, die Launen und Schelmereien, die Liebe und die Erkenntlichkeit des Storches eine Fülle des dankbarsten Stoffes darbieten. Patriarch, Feldherr, Arzt, Richter, Prophet, alles in einem ist der Storch.

Schon seine Gestalt, wie charaktervoll und bedeutend! Auf dem hohen Stelzfuß, der in Juchtenstiefeln zu stecken scheint, balanciert der stattliche Leib, über den er die weiße, schwarzgesäumte Reisebluse geworfen; der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker und straffer aber ist der Hals, der den seltsam ausdrucksvollen Kopf mit „ruhiger Würde“ trägt. Ueber der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauber zurückgestrichenes Haar; das Auge blickt hell und ehrbar und doch wieder mit einem Anfluge von schalkhafter Schlauheit aus den schwarzen Brillenringen der Maske, die in der grotesken Schnabelnase ihre komische Spitze, zugleich aber eine respektgebietende Waffe hat. Aus Gang, Haltung, Manier spricht ein pedantisches Pathos, das uns an Reifrock und Puder, an Stoßdegen, Hakenschuh und Menuett gemahnt. Es kurz zu sagen: der Storch ist eine Rokokogestalt, und seines Herkommens, scheint es, ein Holländer.

In überlegenes Schweigen gehüllt, stelzt er steif und gravitätisch, wie Mynheer, durch seine Feldkanäle und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er den Fuß hoch hinauf, gleichsam um ihn vor jedem ungebührlichen Anhängsel zu behüten, während Kopf und Hals in stetem Pendelschlag feierlich-lächerlich vornüberneigen. So bewegen sich Mann und Männin gemessenen Wandels, wie philosophierende Peripatetiker, dahin, bis der eine oder der andere im Dickicht des Riedgrases den fetten zappelnden Quaker gewahrt und nun den Schnabel wie eine Harpune vorwärts schleudert, um den Unglücklichen zu spießen und in der Tiefe des Kropfschlundes zu bergen. Der andere hebt den Kopf und macht ein schnörkelhaftes Kompliment. Es ist eine gemächliche, geräuschlose und doch emsige Jagd. Nichts unterbricht sie, es sei denn, daß ein Neugieriger ihnen allzu nahe kommt, oder daß etwas Ungewöhnliches sich zeige. Dann stehen sie still, das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, gleichsam um der betrachtenden Position mehr Halt zu geben, der Hals reckt sich forschend in die Höhe, und das Auge faßt seinen Gegenstand. In dieser Stellung, die bei aller ihrer Wunderlichkeit die Grandezza nicht preisgibt, beharren sie minutenlang und in automatenähnlichem Ernst, bis sie sich entweder überzeugt haben, daß sie ungefährdet weiter revieren dürfen oder im Gegenteil weise Vorsicht die Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe, sich zu erheben, und es ist komisch genug, den würdigen Zeremonienmeister so ganz aus dem Gleichgewicht gebracht zu sehen. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge; einige schwere Flügelschläge erfolgen, die Füße strecken sich ruderartig nach hinten; aber die schwankende Masse erhebt sich kaum über den Boden. Da, mit einem Ruck, als habe er plötzlich die träge Krücke weggeworfen, schwingt er sich als phlegmatischer Stelzer hoch hinauf auf den Rücken des Luftmeeres, und nun entfaltet er in den herrlichsten Zügen und Kreisungen vor den überraschten Blicken das Schauspiel seines jugendlichen Fluges. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie getragen von seiner eigenen Lust, um endlich in schiefen Schraube abwärts zu dem Neste niederzugleiten, wo die hungrige Brut in klappernder Sprache ihrer Freude Luft macht.

Damit treten wir in den Haushalt des Storches und begegnen sogleich jenem patriarchalischen Wesen und jener menschlichen Art, die ihn von jeher zu einem Gegenstande des Erstaunens gemacht haben. Vor allem ist er ein sorgsamer, treuer Gatte, wenngleich nicht ohne einen Beisatz von hausväterlicher Strenge, ja, herrischer Leidenschaft. Wie bei den wandernden Hirtenfamilien der Steppe das Haupt vorauszieht, um neue Weide zu suchen, dann zurückkehrt, die Seinigen nachzuführen, und endlich, wieder angelangt am Orte der Wahl, unter feierlichem Anruf die erste Zeltstange in die Erde stößt: so zieht auch der Storch wohl einige Zeit vor dem Weibchen voraus und bei uns ein, um Rundschau zu halten. Und wenn er nun die alte, übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, wenn er den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden, wenn er die Gegend umher erkundet: dann verschwindet er, um demnächst mit dem Weibe wieder zu erscheinen und unter seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper sie als Herrin einzuführen und sofort das schadhaft gewordene Nest auszubessern oder den Neubau zu beginnen. Damit ist die Besitzergreifung erfolgt, der Storch hat sich buchstäblich eingerichtet, und es treten die Elternsorgen in ihre Rechte. Aber der Hausfriede, in dem das geschäftige Treiben der Liebe dahingeht, bleibt nicht immer ungestört. Neid und Eifersucht, Verrat und Gewalt drängen sich auch in das Storchenleben. Oft erscheint in den Grenzen des angestammten Reiches ein schwarzweißer Usurpator; öfter nahet dem Lager der brütenden Störchin ein anderer, vielbegehrender Freier. Da gibt's denn grimme Fehde. Der Storchmann hat den Nebenbuhler schon von weitem erspäht, und in sausendem Wettflug stürzt er seinem Neste zu, um Haus und Weib zu schirmen. Er hat es erreicht; aber dicht hinter ihm schwebt der verwegene Werber. Der Storch duckt sich nieder und richtet zischend den Schnabelspieß empor, den Gegner zu empfangen; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe. Aber der Angriff ist ebenso stark als die Verteidigung. Beide Kämpfer bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust, wutverbissen schwingen sie sich auf, die Flügel prasseln krachend widereinander; da verwundet ein tiefer Stich den einen, der andere folgt schnaubend nach, und sie verschwinden in der Weite. Allein das Gefecht ist nicht zu Ende; vielmehr kommt es alsbald abermals zum Stehen und entbrennt in erneuter Hitze. Die Kämpfer suchen einander den Vorsprung abzugewinnen, sie nähern sich abwehrend und andringend von neuem dem Neste. In diesem Augenblicke beginnt das Weib, welches bis jetzt ruhig im häuslichen Versteck geblieben, zu klappern, gleichsam den Gatten zur Ausdauer zu ermutigen. Der Mann vernimmt den Ruf. Noch ein paar wuchtige Streiche schwirren durch die Luft, noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt überflügelt zu Boden. Der Kampf ist glorreich entschieden, Haus und Hof sind fortan sicher, der Siegerstorch aber wird wie ein Held von allen Gliedern seiner Sippe geehrt.

Wird zuweilen ein wirklicher Ehebruch begangen oder auch nur ein scheinbarer (wie wenn etwa der Störchin Hühnereier unterlegt werden), so fällt das Weibchen meistens als Opfer. Auf das bestürzte Geschrei des betrogenen Ehemannes sammelt sich ein ganzer Stamm von Langbeinen, den Frevel zu schauen und zu richten. Es ist gewissermaßen ein Gesetz der Blutrache, welches hier geübt wird, indem jedes Glied des verunehrten Stammes seine Waffe in die Brust der Schuldigen stößt. Nur das Männchen selbst — und dies ist wieder ein tiefer Zug dieser merkwürdigen Vogelnatur — nimmt an der blutigen Sühnen keinen Teil. Es klagt ununterbrochen, gleichsam geteilten Herzens, über die Schmach, die ihm widerfahren, und über das tragische Schicksal, dem sein Haus verfällt, und verläßt Dorf und Gegend.

Sonst ist der Storch ein duldsamer Charakter; und wie um die Burg des Ritters sich Fröner und Schützlinge friedlich ansiedeln, so läßt er es wohl geschehen, daß Sperling und Schwalbe sich unter dem schirmenden Reisiggewölbe seines Hauses seßhaft machen. Er aber steht in ehrwürdiger Gelassenheit wie ein Emir über dem lärmenden Troß, ohne sich durch seine dreisten Streiche beirren oder erzürnen zu lassen. Ueberhaupt hat der Storch mehr als irgend ein anderer Vogel Sinn für Familienleben. Er ist, wie schon gesagt, ein wachsamer und bei aller Strenge gemütlicher Hausvater, ebenso zärtlich gegen seine Kinder als dankbar gegen Eltern und Wohltäter. Darum ist der Storch auch zu allen Zeiten als der „fromme Vogel“ verehrt worden, darum stellen ihn die alten Fabulisten als ein Muster häuslicher Tugend auf, und selbst Aristophanes hat es nicht verschmäht, seiner erkenntlichen Liebe ein Denkmal zu setzen. So soll er seine Kinder auf dem Rücken tragen, um sie im Fliegen zu unterrichten oder zu retten, wenn Feuersgefahr dem Horste droht: woher er denn nach einiger Meinung den niederdeutschen Zunamen „Adebar“ empfangen hat. Auch sagt man, daß er in Hungersnot seiner Brut den eigenen Fraß wiedergäbe, daß er die erkrankten Jungen und Alten mit Aufopferung seiner selbst pflege, und ein noch allgemeiner verbreiteter, sehr erklärbarer Aberglaube ist, daß er dem Bauer, in dessen Gehöft er hauset, alljährlich als Zeichen der Dankbarkeit — gleichsam als Leibzoll oder Mietzins — eine Gabe zuwerfe, zuerst eine Feder, dann ein Ei, zuletzt einen Nestling. Ich unterlasse, mehr anzuführen, da die dichtende Naturbetrachtung, die ja überall den Zufall in Absicht und das Natürliche in Wunder verwandelt, auch hier so manchen schmeichelnden idealistischen Zug in das Bild ihres Lieblings gewoben hat. Aber erwähnen muß ich, daß der Storch seine Kinderliebe auch auf die Menschenkindlein überträgt, und daß diese wieder durch ein liebliches Mißverständnis jenes niederdeutschen Zunamens in ihm den Weisen erblicken, dem das Geheimnis der Menschenerzeugung kund sei. Ja, sie verehren und begrüßen ihn als den freundlichen Boten, der die neugeborenen Brüder und Schwestern bringe und in die Wiege lege.

Auch die Reinlichkeit gehört zu dem goldenen ABC seiner Hausordnung; sie liegt sozusagen in dem Nationalcharakter des Storches und ist freilich um so notwendiger, als sich an dem weißen Kleide aller Unrat um so widriger herausstellt. Der Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste, und fortwährend gibt es hie und da, am Rock, am Brustlatz, am Strumpf zu glätten und zu putzen. Dabei ist die Reinigung nicht bloß äußerlicher Schein; es würde ihm nicht genügen, etwa ein blankes Vorhemd auf schmutzigem Leibe zu tragen. Er badet sich fleißig, und der kunstreiche Schnabel muß seinem säubernden Eifer oft genug zum inneren Gebrauche dienen. Die Erfindung der Klistierspritze ist ein Storchgedanke. Ebendaher hat die Tierfabel diesem Vogel mit so viel Recht als Erfolg unter anderen Rollen auch die eines Arztes und Großfeldschers überwiesen, wobei ihm sein Vetter, der Kranich, als Sanitätsrat assistiert. Sie bilden gleichsam das Ministerium der Medizinalangelegenheiten im Tierstaat.

Es ist klar: der Storch offenbart eine Verwandtschaft menschlichen Seins und Tuns, und eben deshalb schließt er sich dem Menschen, schließt der Mensch sich ihm an. Sorglos und zutunlich spaziert er in Hof und Garten des Landmannes umher; ja, in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult und fordert von jedem, der ihm in den Weg tritt, das Ausweichen, zieht von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, untersucht sonder Scheu hier einen Korb, dort eine Schüssel; kurz er fühlt sich wie in dem Seinigen. Aber bei aller Vertraulichkeit weiß er sich in Achtung zu erhalten, und er bewahrt sich nicht nur seine volle Freiheit, sondern selbst eine Art von Ueberlegenheit. So leicht er zu zähmen ist, so groß ist daher anderseits der Haß, mit welchem der freie Storch den gefangenen verfolgt; es steht fest, daß zuweilen Scharen von Störchen den entarteten Sklaven überfielen und niedermetzelten.

Heinrich Hansjakob, ein deutscher Volksdichter.

Zu seinem 12. Todestag am 23. Juni.

Katholischer Priester, Dichter und Naturkind fanden sich in Hansjakobs Seele zu seltener Harmonie zusammen. Der eine lebt durch den andern. Frische und Ursprünglichkeit, Derbheit und Selbstsicherheit einer geraden, kraftvollen Bauernseele bedingen die artformenden Züge seiner Dichtung. Knorrige Eigenwilligkeit lebt in dem ungebundenen üppigen Wildwuchs seiner Geschichten und größeren Erzählungen. Mit menschenkundigem Blick führt uns Hansjakob durch seine schöne Heimat im badischen Kinzigtal und erzählt uns die Schicksale seiner Landsleute. Bleibt ihm gleichgültig, ob eine Episode den Rahmen einer Geschichte sprengt. „So erzählt der Bauer, so erzählten mein Großvater und mein Vater, und so erzähle auch ich.“ Namentlich die originalen Typen des Volkes weiß er aufzuspüren und uns vertraut zu machen. Die Güte seines Priesterherzens sieht in die Bosheit, Verstocktheit und Sündhaftigkeit seiner Bauern hinein und stellt in mahnender Klugheit die Lächerlichkeit ihres Tuns dar. Er verschmäht nicht, auch in seinen Geschichten zu predigen. Diese „Schlenkerer“ gehören zu seiner Person: wie bei Jeremias Gotthelf gehören Dichter und Priester in ihm zusammen. Der kraftvollen Originalität seiner Dichtung entspricht die seines eigenen Lebens. Er war in seiner Heimat eine geliebte, gehaßte und gefürchtete Persönlichkeit. Eine herb-gütige Hochherzigkeit atmet sein einmal erkannte Ideale hartnäckig erstrebendes, oft rauh und grob erscheinendes Wesen.

Zwei Priesterdichter, deren wir vor kurzem gedachten, kommen mir beim Gedanken an Hansjakob in den Sinn: Heinrich Federer, der jüngst Verblichene, und Peter Dörfler, der Fünfzigjährige. Beide haben wie Hansjakob vor allem die Schönheit ihrer ihnen über alles gehenden Heimat dargestellt, Heinrich Federer mit sonnigem Humor, der um einen Ton weicher ist als die Schalkhaftigkeit Hansjakobs. An technischer Vollendung ist ihm Peter Dörfler überlegen. Ein einheitlicher Eindruck, der sich aus ihren Werken uns aufdrängt, verbindet die drei, bei Dörfler problematisch vertieft und zuchtvoll gemeistert, bei Federer von franziskanischer Fröhlichkeit, Güte und Natürlichkeit, bei Hansjakob mit einer kraftstrotzenden Fülle und sich selbst darstellenden naiven Urtümlichkeit: das ist Gesundheit.

Dr. P. L. Kämpchen.

Ein sonderbares Testament.

Man hört oft von testamentarischen Bestimmungen, die man fast für unmöglich halten sollte. So existiert in England ein Testament, in dem der Erblasser verfügte: an seine zwei in Spanien wohnenden Neffen je einen Schilling (1 Mark) in farthings (Pfennigen) auszuzahlen; einem angenommenen Sohne, der ihm nie Dankbarkeit bewiesen hatte, ebenfalls einen Schilling, aber in Briefmarken. Einem anderen Familienangehörigen ebenfalls einen Schilling und die Hälfte seines Photographiealbums; seiner Nichte vermachte er den Rest seines großen Vermögens, unter der Bedingung, daß sie sich niemals mit einem gewissen jungen Manne, dem er nicht wohlgesinnt war, verheiraten dürfe. Was die Nichte getan hat, wissen wir nicht.

Auf der Perleninsel Ceylon.

Von Erzabt Dr. Petrus Klotz, O. S. B., Salzburg.

In Kandy war ich der Gast des Erzbischofs Grafen Zalesky, des apostolischen Delegaten für Ostindien. Seine Villa liegt im Grün vergraben, auf einem Hügel hart am See. Der Duft der weißen Buddhablumen drang zum Fenster herein.

Ein Mann von zwei Meter Höhe, mit dem Wuchs einer Tanne und der Haltung eines Herrschers stand vor mir. In den polnischen Augen leuchtete die Güte und Hoheit eines Fürsten, und schneeweiß schaute vom Scheitel das Alter herab. Seine Sprache war lapidar und von souveränen Akzente. Jedes Wort wußte, wer es geboren, und rann gemessen von der Zunge. Doch, was ihn vollends zum Fürsten stempelte, war seine vornehme Art, mit dem Gaste zu verkehren. Er machte mir tagsüber oft den Besuch, fragte mich nach meinen Wünschen und erhob sich, wenn ich keinen äußerte, nicht vom Stuhle, ohne eine neue Freude für mich erdacht zu haben.

Ein halbes Dutzend Boys stand nach indischer Sitte vor meinen drei Zimmern und harrte der kleinsten Befehle. Als ich einmal beim Abendessen die Aeußerung tat, daß ich Früchte liebe, gab Exzellenz sofort den Befehl: „Alle Früchte Indiens haben nacheinander auf die Tafel zu kommen! Unser Gast liebt Früchte."

Da konnte man dreimal des Tages die köstlichsten Früchte sehen, immer schönere, immer bessere. Der Erzbischof nannte alle mit Namen und wählte die besten Stücke für mich. Zweimal aber stand er selbst vor einem Rätsel und kannte die Gaben der indischen Ceres nicht. Sofort waren sie vom Tische weg. „Was ich nicht kenne, darf meinem Gaste nicht gereicht werden." Ich versicherte, daß ich das vollste Vertrauen zu seinen Boys habe und mich gerne zu einem Versuche erkühnen würde. „Nein, es wäre schade um ihr junges Leben. Es ist zu viel Gift im Lande." Ich konnte des Grafen Vorsicht nur achten; denn er war ja schon 25 Jahre im Lande, bereiste jedes Jahr ganz Indien und galt auch als ein bedeutender Kenner der Tropenflora.

Ein andermal erwähnte ich ganz harmlos: „Exzellenz, jetzt bin ich schon so lange in Ceylon und habe noch keinen Schlangenbeschwörer gesehen!" „So?" gab der Delegat zur Antwort und gab den Befehl: „Morgen, Boys, haben Zauberer zu kommen und vor unserem Gaste zu spielen!"

Die Fakire kamen denn auch in Scharen angerückt und führten verblüffende Kunststücke auf.

So brachte einer eine mächtige Stange herbei und steckte sie in den Boden. Nachdem er sich von mir als Merkzeichen ein Taschentuch ausgeborgt und es sich um den Hals gebunden hatte, kletterte er gewandt die Stange hinauf, immer höher, immer höher, bis er endlich vor den Augen aller Anwesenden plötzlich in die Luft verschwand. Im selben Augenblick lief er schreiend von rückwärts herbei, durchbrach den Kreis der Zuschauer, gab mir das Taschentuch zurück und holte sich nach einer Verbeugung Stange und Bakschisch. — Ich war wie versteinert, sah das Tüchlein an, und mein Monogramm tanzte welsch auf der weißen Folie des Linnens!

So überschüttete mich der Graf in seiner feinen und vornehmen Art mit Aufmerksamkeiten, bis ich schließlich keinen Wunsch mehr zu äußern wagte und alle Ueberraschungen meinem Gastgeber überließ.

Der Glanzpunkt des Tages war stets die Abendfahrt nach Paradeniya hinaus. Es wiegte sich so ganz indisch-märchenhaft in den weichen Kissen des Wagens, und die in alle Farben gewickelten Diener auf Bock und Brett vollendeten den exotischen Reiz. Die Fahrt war herrlich! Wie durch einen Tunnel von Laub und Blumen ging es die Avenue hinaus, und in einer halben Stunde waren wir in Paradeniya, dem berühmtesten Garten der Welt!

Was immer die Tropen Schönes auf der ganzen Erde hervorbringen, ist hier zu einem Riesenpark vereinigt. Nur ein einziger Garten steht würdig an seiner Seite, der botanische Garten von Buitenzorg auf Java, der wissenschaftlich noch wertvoller und reichhaltiger ist.

Neben der Königspalme aus Kuba steht die wundervolle Coco de mer aus den Seychellen-Inseln; neben der Oelpalme aus Westafrika der südamerikanische Regenbaum, der bei Nacht seine Blätter schließt; neben dem „Baum der Reisenden" aus Madagaskar der Giftbaum aus Java und der birmanische Bambus, das Riesengras, das bis zu zwanzig Meter Höhe wächst.

Zwei Bäume aber erregten vor allem mein Interesse. So die Banyane, der indische Feigenbaum, in dessen Zweigen Schwärme von Fliegenden Hunden nisten. So etwas Abenteuerliches findet man selten in der Pflanzenwelt und doch sah ich hier lange nicht das schönste Exemplar. Man denke sich einen Hain voll Eichen, die alle eine gemeinsame Krone tragen und deren Stämme meterhoch gerippte Wurzeln wie erstarrte Lava in abenteuerlichen Formen umkriechen. Das scheinbare Wäldchen, von Straßen und Weideplätzen durchzogen, ist aber nur ein einziger Baum! Die vielen „Stämme" rings herum sind nur Wurzeln, die pfeilgerade wie die Stalaktiten einer Tropfsteinhöhle durch die Luft zum Boden wachsen und schließlich wieder die Dicke eines Stammes erreichen; man glaubt in einem griechischen Säulentempel zu weilen. Einmal machte ich mir den Spaß, den Durchmesser einer dieser Riesenkronen zu messen. Ich brauchte dazu über hundert Schritte.

Der andere Baum ist die Talipotpalme, wie die Banyane auch in Ceylon einheimisch. Sie ist den Singalesen heilig, und deren Väter haben auf ihren Blättern die Chroniken geschrieben. Der Anblick dieser Palme stimmte mich traurig, und das Rauschen ihrer mächtigen Wedel klang wie ein leises Rufen zu seelischer Einkehr. Ein merkwürdiger Baum! Die schönste der Palmen, blüht sie aber nur einmal im Leben, und zwar mit achtzig Jahren, worauf sie selbst mit der Blüte verwelkt und stirbt! Ich sah eine der Palmen im Garten blühen und nahm, wie Hunderte, die zu ihr aufblickten, auch von der Sterbenden ein Bild.

Sie trug eine Riesenblüte, die wohl fünf Meter hoch die Krone überragt und gleichsam auf den Baum ein neues Bäumchen setzt. Sie hat sich aber nicht für Leben, wohl aber wie eine tote Braut für den Sarg geschmückt. Kaum steht die Palme in ihrer schönsten Blüte, da fangen die untersten Zweige an zu welken und hängen wie der müde Herbst am Stamme.

Arme Palme, wie sehr gleichst du dem Menschen! Auch er blüht nur einmal und durchkostet nur einmal des Lebens Mai. Und doch, wie wenig gleichst du wieder dem Menschen! Kaum stehst du in Blüte, öffnet sich schon für dich das Grab! Ist des Menschen Jugend und Blüte vorbei, erwacht der Mensch zum vollen Leben und entfaltet auf dem Posten der Pflicht erst recht seiner Arme und seines Geistes Kraft, bis den müden Greis der Tod von der Werkstatt seiner Arbeit ruft.

Interessant ist, mit welcher Regelmäßigkeit hier der Regen eintritt. Ich war gerade zur Zeit des Nordostmonsuns in Kandy und hätte jedesmal meinen Kopf gewettet, daß Schlag zwei Uhr nachmittags ein Gewitter einsetzt. Dieser ideale Wechsel von Regen und Sonnenschein bewirkt aber auch die unerschöpfliche Fülle der Vegetation, die in gleicher Pracht das ganze Jahr hindurch wie ein grüner Mantel von Samt und Seide die königliche Insel Ceylon umrauscht.

Doch wer in Palästen wohnt, verlangt eine Hütte zu sehen, und wer in den Tropen leben muß, ist übersatt vom ewigen Frühling und sehnt sich nach den roten Herbstblättern und den schneebehangenen Tannen der Heimat. Die stete Lebensbejahung dieser Tropenwelt lähmt die Lebensbejahung der Seele. Die rauhen Härten des Nordens rütteln sie auf, stählen den Willen und zwingen ihn, das aufzubauen und zu ersetzen, was die karge Natur uns versagt.

Man braucht nur wenige Monate in dieser lähmenden, erdrückenden Fülle der Natur zu leben, um einigermaßen zu begreifen, daß hier der Tropenmensch sich fatalistisch auf „das Rad des Lebens" flechten ließ, während wir Nordländer das Leben freudig als Geschenk bejubeln.

Aber auch der Leib hört auf, ein fröhlicher Träger dieses Lebens zu sein. Die ständig feuchte Hitze macht den Europäer müde. Langsam wird der Schritt, hohl das Auge, alt und welk das Gesicht, bis er sich einmal nach Jahren akklimatisiert hat und oft erst im Alter wieder aufzuleben scheint. Der rasch entschlossene Nordländer muß sich daher mit Geduld und Ruhe wappnen, will er seinen ansässigen Freunden, die sich bereits an das gelassene Tempo des Tropenmenschen gewöhnt und es sich zu eigen gemacht haben, willkommen sein.

Um die indische Hitze zu schildern, verrate ich, daß den Beobachtungen gemäß hier der kühlste Monat so warm ist, wie der heißeste in Italien. Wer im Sommer einmal in der römischen Campagna war, kann sich vorstellen, wie heiß in Ceylon der „Winter" ist.

In Kandy besuchte ich auch die Residenz der singalesischen Könige und den Zahntempel Delada Maligawa, eines der größten buddhistischen Heiligtümer. Auf enger, steiler Treppe steigt man zum Allerheiligsten hinan, wo auf silberner Schale, von goldenen Lotosblumen umfangen, im Schimmer von Diamanten und Perlen die Reliquie ruht. Mönche, Pilger und Bettler steigen zu Hunderten die Treppen auf und nieder und kauern in Kapellen und Winkeln bei ihren Bildern und Lämpchen. Alles ist so dämmerig-dunkel, voll romantischen Reizes und trägt mehr als genug die Spuren frommer Andacht. Fast unerträglich duftet es nach dem welken Gemisch von Rosen, Jasmin und Nelken, die von den übervollen Opfertellern rechts und links zu Boden fallen.

Kandy ist eine der anmutigsten Städte der Welt. Seine Promenaden, deren Bäume ganze Wolken von roten, weißen und blauen Blüten tragen, zaubern ein Märchen um den See, zumal am Abend, da um den Tag die letzten Flammen lohen.

Mit dem Delegaten fuhr ich dann nach einer Reihe von angenehmen Tagen nach Colombo zurück. Er lud mich ein, ihn zur Malabarküste zu begleiten. Ich dankte aber für seine Liebenswürdigkeit, da ich ohnedies noch eine fast unausführbare große Reise vor mir hatte und Zeit und Kräfte sparen mußte.

Ich besuchte noch einige Christendörfer bei Negombo und Mount Lavinia im Norden und Süden von Colombo. Ich benützte dazu Bahn, Auto, Ochsenwagen, Schiff und Rikscha, wie es hier bei einer Reise über Land Brauch ist.

Ich Negombo fand ich einen deutschen Missionar einsam bei seinen Christen in der Dschungel. Er zeigte eine so große Vorliebe für Andreas Hofer, das Tiroler Volk und seine Heimat, daß mir trotz der Tropenhitze noch merklich wärmer wurde. Ja, er stimmte vor Begeisterung vaterländische Lieder an und wir sangen zu den Palmen hinauf, als wären es Tannen aus den Bergen von Tirol. Ich war glücklich, wieder einmal ein Stück Heimat zu erleben.

In Colomo traf ich auch einen eingeborenen Missionar, dessen Bruder Obermönch eines Buddhaklosters war. In seinen Augen schien eine Jahrtausende alte Schwermut zu liegen. Ich suchte ihn heim, konnte aber nicht viel mit ihm anfangen, da er nicht englisch und ich nicht singalesisch verstand. Nachdem wir uns gegenseitig genugsam betrachtet und angelächelt hatten, zuckte er seine nackte Schulter, schüttelte sein rasiertes Haupt und ging barfuß und fächerschwingend, wie er gekommen, wieder von hinnen.

Ein Akt großen Vertrauens war es seitens der Regierung, daß sie den hochangesehenen Missionären, die hier in Aufopferung und mit größtem Erfolge alle Zweige der Missionstätigkeit in Händen haben, die gänzliche Leitung und Schlüsselgewalt über die Kolonie der jungen Verbrecher in Maggona überließ. Der Superior des Hauses stellt hier den obersten Regierungsbeamten dar, ausgestattet mit paragraphierter Staatsgewalt, die auch über das richterliche Urteil hinausgehen darf, falls der hoffnungsvolle Jüngling sich einer Zugabe würdig zeigt. Diese Zutaten, die in Fasttag, Dunkelhaft, Stock und Schelle bestehen, müssen aber stets vor Zeugen verhängt und genau gebucht werden. Polizisten liefern die Gefangenen ein, ein Pater nimmt sie mit dem Urteil, das gewöhnlich auf zwei bis fünf Jahre Korrektionshaft lautet, in Empfang, nimmt ihnen, nachdem man sie durch Haarschnitt gekennzeichnet hat, die Schellen ab und sucht sie mit seinen Gehilfen in allen Schattierungen der christlichen Nächstenliebe wieder für die menschliche Gesellschaft zu gewinnen.

Die Häftlinge werden in alle Zweige des Handwerkes und Feldbaues eingeführt und erhalten auch Unterricht in der Schule. Ich staunte, was diese Kerle, von denen nur die wenigsten den Stempel unheilbarer Verdorbenheit an sich trugen, zu leisten vermochten!

Weinend betreten sie die Anstalt, weinend verlassen sie viele. Sie haben das gemeinsame, klostermäßig geführte, aber durchaus nicht unerträgliche Arbeitsleben, das bei Nacht hinter Schloß und Riegel, bei Tag unter den Augen der Aufseher verläuft, lieb gewonnen. Kommt einer ein zweites Mal, so geht es entsprechend „würziger" her, oder er marschiert, falls er schon achtzehn Jahre ist, in das große Gefängnis von Colombo, wo er es, wenn er daran Vergnügen findet, bis zum Galgen bringen kann.

Doch ich muß schließen. Der Postdampfer hat schon den „blauen Peter" aufgesteckt und will in die See.

Gewiß, man könnte auch viel Gelehrtes und Gescheites über Ceylon schreiben, aber ich will und kann nicht. Ich weile ja nicht in einer schattigen Bibliothek, sondern mitten auf sonniger Landstraße und finde kaum Papier und Bleistift.

Ein Stein war oft mein Stuhl, das Knie mein Schreibtisch, ein altes Kuvert mein Papier und der Mond mein Kerzenlicht. Dazu aber die Natur meine Bibliothek, und mein eigen Herz das Geheimarchiv. Darin lag ich Tag für Tag und holte das Schönste daraus, so gut ich es vermochte, zu einem kleinen Gruß an die Heimat.

Kaufmannslehre vor 400 Jahren.

In einer alten Chronik — ihr Alter beträgt mehr als 400 Jahre — werden Regeln gegeben, wie man junge Kaufleute auszubilden habe. Einige davon seien mitgeteilt: „Ist dir an aine Kundin was gelegen, so mache dich gesellig, sage daß sie schönleibig seye und Du Wohlgefallen an Ihr findest, sie wird geblendet sain und kannstu auf vortheilsaftten Verkauff sicher sain; auch wenn die Weiber häßlich und narbig sind, thue ihnen schön, es pringt Nutz. Anderes. Ist dir an aine hübsche Kundin gelegen, so mache dich gefällig, mache den Zeigefinger an die Zunge naß, greif ie damit auf die Bake oder Halskraus, thue als hättest du ain Ungeziefer gefangen, werfe es auf die Erde und trette darauf, sie wird dir danken für den freinschaftlichen Dinst, den du ir getan, bringt dir Nutz. Anderes. Wenn dir ain Rathsherr, oder ainer von der Geistlichkeit etwas nach Ele oder Gewicht abkauffen thut, oder gar nach Mäßlein, so laß ale Vortheilhaftigkeiten weg, diese galanten Herren thun alles nachwiegen und messen und werden dich darob loben und sonderlich eren. Regul I. Farst du auf Jarmarkt durch Hetz-Gauen oder Wald, nimm klaine Rad an dain Wagen, und hüte dich, daß du kaine Grundruhr zahlen mußt, sonst ist dein Gewinn verloren." (Anmerkung: Große Räder werfen Wagen leichter um. Und alle Waren, die auf fremden Boden fielen, gehörten dem Grundbesitzer!) „Regul II. hast du deine Ware gut auf den Mark gepracht, hite dich vor 2 Ybeln, fir Markdibbe und fir Meggbelein. Regul III. Deine Grbschele und Pfennige trage fleißig in dain Leibgurt und laß nicht merken, daß du einen solchen hast, so du eine Brennsuppe kaufest, gebe nur ein 2-Pfennigstück zum Auswechseln, daß man kein Geld bei dir glaubet. Gaudiebe sind überall. Wirst du selbstendiger Kremer, so gehe alle Woche 2 mal zur Messe, und alle 14 Tage zur Beichte, aber nur in dain Sprengel, wo du als ansehnlicher Kaufherr wirst geehrt werden, und kain böser Leumund pringt dir Schaden. Auch ein grines Käplein ist dir anzuraten."

Humor.

Strohwitwer.

„Ich habe meinem Mann gesagt, wenn er mir nicht jeden Tag schreibt, komme ich wieder nach Hause. Der Gute schreibt jetzt sogar zweimal täglich."

Uebertrumpft.

„Meine Frau ist ein Genie. Da hat sie mir aus einem alten Abendkleid eine Krawatte gemacht!" — „Aber das ist ja noch gar nichts! Meine Frau hat sich aus einer Krawatte von mir ein Abendkleid gemacht!"

Unverschämt.

„Sie haben die flüchtige Bekanntschaft mit meiner Tochter dazu benutzt, ihr eine Liebeserklärung zu machen und sie zu küssen. Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, junger Mann?" — „Nichts weiter, als daß es stockdunkel war!"

Die lieben Fremdwörter.

Frau Raffke kommt in ein feines Hotel und ruft den Ober. „Ich möchte etwas speisen", meint sie. „Was haben Sie?" — „Wünschen gnädige Frau table d'hote oder a la Karte zu speisen?" fragt der Ober. Da meint Frau Raffke höchst vornehm mit nobler Geste: „Bringen Sie beides, aber dazu reichlich Kartoffeln und Preißelbeerkompott!"

Verlobungsanzeige der Zukunft.

Die Verlobung unseres ältesten Sohnes Fritz mit Fräulein Dr. med. Amada Lehmann zeigen hiermit ergebenst an: Rechtsanwältin und Notarin Luise Dorn und Mann, geb. Haberstroh.

Heimgeschickt.

Sie: „Wie können Sie es wagen, mir einen Antrag zu machen, Sie frecher Mensch, Sie Tölpel, Sie..." — Er (mit Würde): „Mein Fräulein, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß wir noch nicht verheiratet sind."

Kommunalpolitisches.

Gemeinderatssitzung in Saarwellingen.

Die Gemeindevertretung von Saarwellingen hat sich in der vorletzten Gemeinderatssitzung mit der Benennung noch unbenannter Straßen befaßt. Dieselben wurden wie folgt benannt: 1. Kreisstraße vor der Primsbrücke bis zur Eisenbahnüberführung „Nalbacherstraße“; 2. Abzweigung von der Kreisstraße an den Häusern Stöhr, Wagner, der Prims entlang „Bruchstraße“; 3. Abzweigung von der Kreisstraße am Hause Mein nach Bilsdorf „Primsstraße“; 4. Kreisstraße von der Eisenbahnüberführung nach dem Sägewerk „Eisenbahnstraße“; 5. Kreisstraße von der Eisenbahnüberführung bis Kreuzung Mitte Ort „Bahnhofstraße“; 6. Abzweigung von der Kreisstraße nach der Dillingerstraße „Wallerfangerstraße“; 7. Abzweigung von der Dillingerstraße nach der Schillesmühle, Distrikt „Kalersbach“ „Wallerfangerstraße“; 8. Abzweigung von der Wallerfangerstraße nach der Bilsdorferstraße „Puhlstraße“; 9. Abzweigung von der Straße Ueberm Heil am Hause Schirra „Ueberm Heil“; 10. Abzweigung von der Friedhofstraße nach dem Rotwäldchen zu „Annastraße“; 11. Abzweigung von der Hülzweilerstraße am Hause Johann Lay-Darsch nach Bubach zu „Hülzweilerstraße“.

Aus dem Gerichtssaal.

Oberster Gerichtshof des Saargebietes.

Ein „guter Tag“.

Saarlouis. A. M. aus Hanweiler erhielt vor der Strafkammer Saarbrücken wegen Diebstahls und Betrugs zwei Monate Gefängnis. Gestohlen hatte er einmal bei einer Witwe daselbst 100 Fr. und kurz darauf 150 Fr. Das Geld hatte er später zurückbezahlt. Weiter betrog er eine Firma dortselbst, die ihm den Auftrag gegeben hatte, bei einem Grossisten in Saarbrücken ein kleines Quantum Zigaretten abzuholen. Er entnahm aber unter Vorspiegelung falscher Tatsachen 1000 Zigaretten im Werte von 566 Fr. Die erschwindelten Waren verkaufte er. Er legte gegen das Urteil Berufung ein, in der Absicht, Strafaufschub zu erhalten. Der 2. Straffenat verwarf angesichts des umfassenden Geständnisses die Berufung des Angeklagten sowie diejenige des Staatsanwaltes mit der Maßgabe, daß ihm Strafaufschub gewährt wurde. — Die Katharina Tr. aus Hostenbach kann anscheinend des Verdienstes wegen des Schrottsammelns am Röchlingschen Kegel daselbst nicht entraten. Für die alte Kippe hat sie einen Erlaubnisschein, auf dem aber vermerkt ist, daß am neuen, jetzt in Betrieb befindlichen Kegel nicht „gerafft“ werden darf. Sie wurde von den Wächtern sehr oft an verbotener Stelle erwischt und gerichtlich vorbestraft. Die detachierte Strafkammer gab ihr kürzlich einen Denkzettel von 6 Monaten Gefängnis. Vor 14 Tagen erhielt sie unter Einrechnung der bisherigen Strafe 7 Monate Gefängnis. Gegen das erste Urteil erhob sie Widerspruch. Wegen des geringen Wertes des damals gestohlenen Abfalls ließ der gleiche Straffenat des Obersten Gerichtshofes Milde walten, indem er das vorinstanzliche Urteil aufhob und auf 14 Tage Gefängnis mit Bewährung erkannte.

Kirche und Schule.

Exerzitien und Einkehrtage in St. Gerhardus bei Ensdorf a. d. Saar. 2. Halbjahr 1928.

Ausschneiden! Aufbewahren!

1. Juli (Sonntag) Einkehrtag für Kath. Deutschen Frauenb.
3. Juli (Dienstag) Einkehrtag für Frauen.
4. Juli (Mittwoch) Einkehrtag für Frauen.
5. Juli (Donnerstag) Einkehrtag für Frauen.
7.—8. Juli (Samstag und Sonntag) Sozial-pädagogischer Zirkel, Saarbrücken.
13. Juli (Freitag) Einkehrtag für Pfarrhaushälterinnen.
15. Juli (Sonntag) Einkehrtag für Frauen.
21. Juli (Samstag) Einkehrtag für Lehrerinnen.
22. Juli (Sonntag) Einkehrtag für Frauen.
29. Juli (Sonntag) Einkehrtag für Jungfrauen.
4.—8. August (Samstag bis Mittwoch) Frauenberufsverb.
11.—15. August (Samstag bis Mittwoch) Frauenberufsverb.
19. August (Sonntag) Einkehrtag für Jungfrauen.
19.—25. August (fünftägig, Sonntag abend bis Samstag vormittag) Priester.
26. August (Sonntag) Einkehrtag für Jungfrauen.
27.—31. August (Montag bis Freitag) Frauen.
2. September (Sonntag) Einkehrtag für verheiratete Männer.
3.—7. September (Montag bis Freitag) Primaner und Sekundaner.
8.—12. September (Samstag bis Mittwoch) Lehrerinnen.
14. September (Freitag) Einkehrtag für Pfarrhaushälterinnen.
16. September (Sonntag) Einkehrtag für Frauen.
17.—21. September (Montag bis Freitag) Jungfrauen über 17 Jahre.
23. September (Sonntag) Einkehrtag für Jünglinge.
24.—29. September (Montag bis Samstag) Gewerkschaftsbund.
29. September (Samstag) Einkehrtag für Lehrerinnen.
30. September (Sonntag) Einkehrtag für Jungfrauen.
1.—5. Oktober (Montag bis Freitag) Lehrer.
6.—10. Oktober (Samstag bis Mittwoch) Lehrerinnen.
14. Oktober (Sonntag) Einkehrtag für verheiratete Männer.
15.—19. Oktober (Montag bis Freitag) Priester.
20. Oktober (Samstag) Einkehrtag für Lehrerinnen.
21. Oktober (Sonntag) Einkehrtag für Jünglinge.
Zugleich 13stündiges Gebet anläßlich des Todestages des hl. Gerhardus.
22.—26. Oktober (Montag bis Freitag) Witwen.
27.—31. Oktober (Samstag bis Mittwoch) Primanerinnen der Cecilienschule Saarbrücken.
31. Oktober bis 4. November (Mittwoch bis Sonntag) Jünglinge über 17 Jahre.
4. November (Sonntag) Einkehrtag für verheiratete Männer.
5.—9. November (Montag bis Freitag) Jungfrauen über 17 Jahre.
9. November (Freitag) Einkehrtag für Pfarrhaushälterinnen.
11. November (Sonntag) Einkehrtag für Frauen.
12.—16. November (Montag bis Freitag) Jungfrauen über 30 Jahre.
17. November (Samstag) Einkehrtag für Lehrerinnen.
18. November (Sonntag) Einkehrtag für Jünglinge.
19.—24. November (Montag bis Samstag) Rheinischer Verein für ländliche Wohlfahrt.
25. November (Sonntag) Einkehrtag für Jungfrauen.
2. Dezember (Sonntag) Einkehrtag für verh. Männer.
6.—9. Dezember (Donnerstag bis Sonntag) Jünglinge über 17 Jahre.
10.—14. Dezember (Montag bis Freitag) Jungfrauen über 30 Jahre.
15. Dezember (Samstag) Einkehrtag für Lehrerinnen.
16. Dezember (Sonntag) Einkehrtag für Jungfrauen.
17. Dezember nachm. 3 Uhr bis 19. Dezember vorm. 10 Uhr; 19. Dezember nachm. 3 Uhr bis 21. Dezember vorm. 10 Uhr für schulentlassene Mädchen.
22.—26. Dezember (Samstag bis Mittwoch) Jünglinge über 17 Jahre.
27. Dezember nachm. 3 Uhr bis 29. Dezember vorm. 10 Uhr für schulentlassene Mädchen.
29. Dezember bis 1. Januar (Samstag bis Dienstag) verheiratete Männer.

Die Exerzitien beginnen allemal am erstgenannten Tage, abends 6,30 Uhr und enden am letztbezeichneten Tage, morgens 7 Uhr.

Pensionspreis mäßig. Auf eine Anmeldung erfolgt nur dann Antwort, wenn kein Platz mehr vorhanden. Anmeldungen möge man richten an Herrn Prälat Anheier in St. Gerhardus.

Exerzitien und Einkehrtage für Frauen und Mütter.

Wie in einem Orte, einer Pfarrei, der Mütterverein unter allen Vereinen der wichtigste ist, so sind auch Exerzitien und die Einkehrtage für Frauen und Mütter m. E. bei weitem die wichtigsten. Der Grund ist leicht ersichtlich. Wie pflegte doch der heiligmäßige Pfarrer von Ars zu beten? „O gute Mutter meines Herrn und Meisters, gib uns gute, brave, christliche Mütter, und wir werden die sinkende Welt retten.“ Mögen darum die Exerzitien für Frauen und Mütter (in St. Gerhardus vom 27. bis 31. August) und die Einkehrtage für Frauen und Mütter (in St. Gerhardus zunächst Dienstag, den 3. Juli, Mittwoch, den 4. Juli und Donnerstag, den 5. Juli) recht fleißig besucht werden. Die Auslagen sind gering. Anmeldungen erbeten an Herrn Prälat Anheier in Trier oder an das Exerzitienhaus St. Gerhardus.

Sport und Spiel.

Die Nachwehen der abgeschlossenen Fußballolympiade in Amsterdam machen sich noch immer bemerkbar. Die Gewaltigen des DFB., die ja auf Grund ihrer verschiedentlich kopfschüttelnerregenden Einstellung zu lebenswichtigen Fragen mit Recht vielen Angriffen ausgesetzt sind, erhalten jetzt nach dem deutschen olympischen Fiasko fast von der gesamten Presse Dinge vorgesetzt, die zu verdauen wirklich nicht leicht sind. Diese Leute aber für das Debacle von Amsterdam allein verantwortlich zu machen, ist schließlich denn doch verfehlt. Es ist hier wie bei allen derartigen Gelegenheiten: Der Erfolg bringt „Hosannia“, der Mißerfolg „Kreuziget ihn“. Nach dem schönen Spiel der deutschen Mannschaft gegen die Schweiz, das 4:0 gewonnen wurde, verstummten die Nörgler und Bessermacher und stimmten in den allgemeinen Lobgesang auf Bund, Bundestrainer, Mannschaft usw. ein. Für die Niederlage gegen Uruguay sucht man den Sündenbock und kann ihn selbstverständlich nur in denselben Leuten finden. Besonders Bundestrainer Nerz muß in dieser Beziehung herhalten. Die Berliner haben es ganz gehörig auf ihn abgesehen, weil er keinen aus ihren Reihen für würdig hielt, Deutschland in Amsterdam zu vertreten. Es allen recht zu machen, ist natürlich schwer und Otto Nerz wird sich mit noch anderen Leidtragenden der verunglückten Amsterdamer Spiele damit trösten müssen, daß der Gerechte viel leiden muß.

Das neue Jugendheim

des Süddeutschen Fußballverbandes wurde am vergangenen Sonntag seiner Bestimmung übergeben. Der Verband hatte Schloß Wilhelmshöhe in der Nähe von Ettlingen (Baden), unweit Karlsruhe, angekauft und unter enormen Kosten zweckentsprechend umgebaut. Die Einweihung, zu der sich neben den Verbandsbehörden namhafte Vertreter sonstiger Behörden eingefunden hatte, geschah in feierlicher Weise. Pfarrer Linz Gotha hielt die Festrede, in der er an die Anfangszeiten der Fußballbewegung erinnerte und sie mit der Gegenwart verglich, in der die Sportbewegung sich Heime baut. Das neue, prächtige Jugendheim, idyllisch an einem Nordhang des Schwarzwaldes gelegen, wird vielen Jugendlichen und Kindern von Verbandsmitgliedern Erholung und Freude gewähren.

Die Spiele um die deutsche Fußballmeisterschaft

mußten bis nach Erledigung des olympischen Fußballturniers zurückgestellt werden. Der Beginn ist nunmehr auf den 8. Juli festgesetzt worden. Ueber die einzelnen Gegner und Austragungsorte werden wir noch berichten.

Der morgige Sonntag

steht im Zeichen des von dem Deutschen Fußballbund und der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik veranstalteten Jugendtages. Diese Veranstaltung ist eine begrüßenswerte Neuerscheinung und wurde 1927 zum erstenmale durchgeführt. Ueberall in ganz Deutschland werden morgen die Jugendlichen in Spielen und leichtathletischen Wettkämpfen auf den Plan treten und für die gute Sache des Sportes und der Leibesübungen überhaupt werben. — Sehr gut ist das Programm, das der Gaujugendleiter des Nordsaargaues, Herr Hohenschurz-Saarlouis 2, zur Durchführung des Jugendtages im hiesigen Gau aufgestellt hat. In 3 Bezirke eingeteilt, treffen sich die Jungmannen in folgender Paarung zu Fußballwerbespielen:

Bezirk 1, auf dem Platze der Sp.-Vgg. Merzig:

1. Jugendmannschaft
Dillingen — Besseringen
Merzig — Saarburg

2. Jugendmannschaft:
Merzig — Dillingen

Bezirk 2, auf dem Platz des VfB. Dillingen.

1. Jugendmannschaft:
Diefflen — Saarwellingen
Hülzweiler — Nalbach

2. Jugendmannschaft
Diefflen — Hülzweiler

Bezirk 3, auf dem Platze des Sp. Cl. Saar 1910 Roden.

1. Jugendmannschaft:
Ensdorf — Saarlouis 1
Bous — Fraulautern
Saarlouis 2 — Rehlingen

2. Jugendmannschaft:
Bous — Dillingen
Saarlouis 2 — Saarlouis 1

Die siegenden Mannschaften erhalten nach den Spielen einen vom DFB. zu diesem Zweck gestifteten Wimpel.

Der Bezirkstag

des Rhein-Saar-Bezirks findet am morgigen Sonntag in Saarbrücken statt. Der Tagung wünschen wir im Interesse unserer Sportsache und des Bezirks reibungslosen Verlauf. Aus Anlaß des Bezirkstages stehen sich nachmittags die vier Saarbrücker Bezirksligavereine in einem Städtespiel gegenüber. Eine Kombination Saar 05/ Fußballverein mißt sich mit einer solchen von Sportfreunde Burbach / Sportverein 05.

Freundschaftsspiele.

Die Fußballmannschaft der SSV. Saarlouis fährt heute Samstag nach Trier, um gegen die dortige Eintracht zu spielen. Anläßlich der Dillinger Kirmes trägt die Mannschaft am Montag ein Propagandaspiel gegen den VfB. Dillingen auf dessen Platze aus. Beide Spiele sind schwer und man kann besonders auf das Montagsspiel gespannt sein. Dillingen und Saarlouis lieferten sich immer interessante Kämpfe. Da gegenwärtig beide Mannschaften in guter Form sind, wird ein fesselnder Kampf zu erwarten sein.

Briefkasten.

Nach Roden.

Auf eine Briefkastenanfrage vom 27. 4. 28 teilen wir folgendes mit: Das Urheberschutzgesetz schützt jede Art geistigen Eigentums bis 30 Jahre nach dem Tode des Urhebers. Die Erben nahezu aller Komponisten von Bedeutung lassen ihre Rechte durch zwei Organisationen vertreten, durch Asma und Gema. Mit beiden hat der Saar-Sänger-Bund als Mitglied des Deutschen Sängerbundes einen Vertrag geschlossen, auf Grund dessen die dem S. S. B. angeschlossenen Vereine, die die entsprechenden Gebühren entrichtet haben, diese Lieder öffentlich singen dürfen. Andere Vereine machen sich strafbar. Die Gesellschaften unterhalten sogar Aufsichtsämter, auch im Saargebiet, die Verstöße zur Anzeige und Bestrafung bringen.

Bücherschau.

Die Katholische Aktion.

Die Katholische Aktion kommt! Was ist sie? Was soll sie werden? Eingliederung des Laientums in die Hierarchie! Neues katholisches Leben! In der Schrift „Die Katholische Aktion“, Materialien und Akten, von P. Erhard Schlund O. F. M. (Umfang zirka 10 Bogen. Preis steif geheftet zirka 3 Mark. Verlag J. Kösel u. F. Pustet, München) sind zum ersten Mal in deutscher Sprache alle Akten und Materialien zusammengestellt, die zum Verständnis und zum Aufbau der katholischen Aktion in Deutschland notwendig sind. Das Werk gewährt Einblicke in die Namen, die Vorgeschichte und die gegenwärtige Organisation der katholischen Aktion, Absichten und Weisungen des Hl. Vaters, die Verpflichtung zur Katholischen Aktion, in die Aufgaben und den Stand der Katholischen Aktion innerhalb der einzelnen Länder, in Aktenstücke, Literatur usw. So ist das Buch ein Standardwerk für Priester und Laien, Politiker und Praktiker im katholischen Leben; ja auch der Gegner des Katholizismus wird an diesem aufschlußreichen Quellenwerk nicht vorbeigehen können.

Verantwortlich: J. V.: J. Habedank, Dillingen, Politik, Kultur- und Wirtschaftspolitik, Handel, Feuilleton. J. Habedank, Dillingen, Kommunal- und Sozialpolitik, Lokales, Provinz, Sport. Peter Frey, Anzeigen- und Reklameteil.
Druck und Verlag: Saar-Zeitung, A.-G. für katholische Interessen, Saarlouis, Kleiner Markt 1.

Für Form und Qualität bürgen die Werkstätten-Arbeiten der Firma
W. HOTOPP
MÖBELFABRIK — SAARLOUIS
gegr. 1884
2868